

MARTIN KUCHEJDA

# WINTERLICHT

EIN KRIMI AUS DEM OBERBERGISCHEN

# Impressum

© 2014 by Martin Kuchejda

## **Alle Nutzungsrechte dieser Ausgabe bei**

Gardez! Verlag Michael Itschert  
Richthofenstraße 14  
42899 Remscheid  
[www.gardez.de](http://www.gardez.de)

und

JUHR Verlag  
Waldweg 34a  
51688 Wipperfürth  
[www.juhrverlag.de](http://www.juhrverlag.de)

**Lektorat und Korrektorat:** Michael Itschert und Daniel Jühr

**Satz:** Daniel Jühr

**Titelbild:** © U.A., Fotolia

**Titelbildreizeichnung:** oh! Kommunikation, Remscheid

## **Druck:**

AALEXX Buchproduktion, Großburgwedel. Printed in Germany.

Originalausgabe, 1. Auflage 2014. Das Werk ist vollumfänglich geschützt. Jede Verwertung wie zum Beispiel die Verbreitung, der auszugsweise Nachdruck, die fotomechanische Verarbeitung sowie die Verarbeitung und Speicherung in elektronischen Systemen bedarf der vorherigen Genehmigung durch die Verlage.

Alle Hauptfiguren und Handlungen sind frei erfunden.  
Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind rein zufällig.

ISBN: 978-3-89796-240-8

„Zur Erde, vom Himmel schwebend  
ein Kind. Landeplatz:  
mein winterliches Herz. Voller Licht.“  
(Tagebuch Michael Kleinewetter)



*Ich*

Nach langer Zeit. Ich bin etwas aus der Übung. Aber an sich ist das wie Schwimmen. Oder wie Radfahren. Man verlernt es nicht wirklich. Und die Wüste wartet ja schließlich auch darauf, dass das Meer zurückkommt.

Ich schelle an der Tür des etwas abseits stehenden Einfamilienhauses. Natürlich eine ganz zufällige Wahl. Niemand, den ich kenne. Niemand, der mich kennt. Wo kämen wir denn hin?

Ich schelle also und die Tür öffnet sich. Vor mir eine rauchende Schlampe. Die Parodie einer „Desperate Housewife“.

Ehe sie was sagen kann, höre ich aus dem Haus eine unangenehme Männerstimme: „Was will der hier?“

Ich lächele.

Die Schlampe pustet mir den Rauch ins Gesicht. Ich werde tagelang danach riechen. Sie wiederholt die Frage: „Was wollen Sie hier?“

Ich sage sachlich: „Ich will euch erschießen.“

Sie dreht sich zum Hausinneren um und sagt ebenso sachlich: „Er will uns erschießen.“ Dann ein humorloses Lachen.

Aus dem Haus klingt es: „Sag ihm, er soll abhauen.“

Sie dreht sich wieder zu mir und sagt: „Sie sollen abhauen.“

Ich schüttele den Kopf und entgegne: „Geht wirklich nicht.“

Ruhig ziehe ich meinen Browning und erschieße die Schlampe. Sie sackt stumm in sich zusammen.

Ich warte.

Der Mann der Schlampe, bisher nur eine Stimme, materialisiert sich im Hausflur. Stinkend, verschwitzt, erschrocken.

Ich grüße höflich und beende seine unnütze Existenz.

Sacht schließe ich die Haustür, drehe mich um und gehe hinaus in den Tag.

Nicht schlecht, nach so langer Zeit.

## Prolog

Schneider war kein großer Leser. Es sei denn, es ging um Filme. Er mochte Filme, und damit kannte er sich auch gut aus. Und zwar nicht so, wie sich einer gut auskennt, der mal ab und zu am Wochenende ins Kino geht. Nein, Schneider kannte sich richtig gut aus.

Er führte Statistiken über gute und schlechte Filme, legte Tabellen an, die nach allem Möglichen geordnet waren, Produktionsjahren, Regisseuren, Schauspielern. Ja, er vergab sogar Länderpunkte nach komplizierten Schemata für die Herkunft von Filmen aus bestimmten Genres.

Begeistert blätterte er filmwissenschaftliche Werke oder Nachschlagewerke durch, etwa das „Rororo-Filmllexikon“ oder das „Heyne-Lexikon des Science-Fiction-Films“, sammelte Kritiken, die er dann wiederum alphabetisch sortierte und verlor sich schon mal gerne in Filmforen, in denen Fragen des *Film Noir* diskutiert wurden.

Das Lesen bloßer Belletristik dagegen fiel ihm schwer. Seine Frau lästerte dann, der Grund läge im Nichtvorhandensein irgendwelcher Abbildungen, oder sie sagte: „Der Bulle, der liest, der muss auch erst noch erfunden werden.“

Ihr zu Liebe hatte Schneider es zumindest mit dem Lesen von Kriminalromanen versucht. Vergeblich. Danach brach er die Eingangsschwelle in das Wunderreich des Lesens herunter auf die heute so populären Regionalkrimis. Ein Desaster!

Nicht nur, dass die Geschichten zumeist fade waren, so waren sie auch oft noch schlampig erzählt und stellten die lokalen geografischen Kenntnisse des jeweiligen Autors in Ermangelung eines erzählerischen Talents in den Vordergrund.

Wenn sich Schneider zum Lesen zwang, dann immer abends im Bett, wenn seine Frau neben ihm schon selig schlief.

Es gab auch für ihn keine bessere Einschlafhilfe. Auch Krimis aus Regionen, die ihm vertraut waren, wirkten auf ihn wie wohl-dosierte Mischungen aus erfolgreichen Schlafmitteln.

Da war es egal, ob es sich um Elaborate aus Köln (wo er einige Jahre gelebt hatte), Schleswig-Holstein (wo er gerne Urlaub machte) oder sogar dem Oberbergischen Land selber (wo er wohnte und arbeitete) handelte.

Aufschlagen, die ersten Seiten nicht zündend finden und konsequent wegschlafen, stellten eine direkte Linie dar.

Schneiders Frau war zwar grundsätzlich anders gestrikt. Sie las gerne und viel, besonders Fantasy-Romane, Highland-Sagas, aber auch sie verweigerte sich der Tristesse lokaler Kriminalromane. Dabei hatte ein guter Freund, mit dem sie einmal darüber diskutiert hatten, zurecht angemerkt, dass schließlich auch die Romane von Raymond Chandler (Los Angeles), Stephen King (Maine) und Agatha Christie (London, Ägypten ...) starke lokale Bezüge hatten, beziehungsweise vom Lokalkolorit lebten.

Dabei war der deutsche Lokalkrimi gut gestartet, vom Ruhrgebiet aus mit den Ruhrkrimis von Jürgen Lodemann aus Essen in den 1970er Jahren, die in gewisser Weise eine neue Akzeptanz von Heimat beinhalteten. Doch dann verniedlichten sich die Konzepte aus fehlendem Anspruch heraus und reduzierten ihren Reiz auf das bloß unverfänglich Lokale.

Nun ja, Schneider liebte Filme, und da waren seine Liebschaften breit gefächert aufgestellt. Vom Italo-Western bis zum veritablen Schwarz-Weiß-Klassiker, vom Zeichentrickfilm bis zum ambitionierten belgischen Kunstfilm, Schneider war offen für Qualität, und was Qualität war, das beurteilte er selber, ließ sich aber von Kritikern seines Vertrauens dabei helfen.

Es war Sonntagabend. Morgen würde er wieder losgehen, der Wahnsinn des Alltags. Schneider war darum fest entschlossen den Abend zu genießen und ließ sich vor dem Fernseher nieder.

Sonntagabend gab es „Inspektor Barnaby“ im ZDF. Zwar kein Film in dem Sinne, sondern eine Serie, aber die Folgen hatten Spielfilmlänge, das Drehbuch war ambitioniert gemacht, die Schauspieler gut und typ-mäßig prima besetzt und die Schauplätze sowas von *British*, so britisch, wie man es sich nur vorstellen konnte. Der Ort der Handlung, Midsummer, lag mitten in

England und offensichtlich auch mitten in der britischen Seele. Der Pub und die Kirche als Mittelpunkt des geistigen Lebens, das etwas düstere Landhaus draußen am Moor, die skurrilen Einzelgänger ... alles sowas von britisch. Eben auch ein Lokalkrimi.

Schneider ertappte sich dabei, dass er müde wurde.

„Ich schlaf gleich ein“, sagte er zu seiner Frau und schlief gleich ein.

## *Kottdorf*

Kottdorf dämmerte auch dahin im oberbergischen Schlaf. Der ewig wiederkehrende Rhythmus der Jahreszeiten lullte das Dorf ein, bremste Wachstum und Verfall und machte die Menschen träge. Über die Jahrhunderte waren die Kottdorfer zu einem Menschenschlag geworden, der in sich ruhte, der die Wechselfälle des Lebens mit einer gewissen stoischen Ruhe ertrug und sich durch Unabänderliches nicht nervös machen ließ.

Die Kottdorfer gingen ihren Tätigkeiten nach, die nur noch selten mit den früheren hiesigen Erwerbsformen (Landwirtschaft und Bergbau) zu tun hatten, morgens setzten sie sich in ihre Autos und fuhren hinaus, in das, was für sie die „Welt“ darstellte, hinaus nach Gummersbach und Marienheide, Reichshof und Wipperfürth, und am Abend kehrten sie zurück, froh wieder daheim zu sein, wo das Leben seltsam überschaubar ablief.

Teil des Konzepts war es, gemäßigt gläubig, bürgerlich wählend und auf gediegene Art konservativ zu sein. Alles im Rahmen. Nichts Erschreckendes.

Der letzte Fall von Kriminalität lag bereits einige Jahre zurück und hatte etwas mit einem Zugereisten zu tun gehabt, einem gewissen Michael Kleinewetter, der eine Zeit in Kottdorf gelebt und von dort sein Unwesen getrieben hatte ...

Seit er untergetaucht war, stand sein Haus leer und es gehörte zum Wesen der Kottdorfer, solche Vorfälle zu vergessen, wie einen zurückliegenden unliebsamen Nachbarschaftsstreit oder Frauentausch.



Das Haus Kleinewetters lag am Ortsrand und stand seit Kleinewetters Verschwinden leer und verfiel nach und nach. „Die Räuberhöhle“, wie die Kottdorfer mit einem gewissen wohligen Schauer manchmal sagten, wobei sie immer seltener genau zu sagen wussten, worum es beim Fall Kleinewetter eigentlich gegangen war.

Anderen war der Fall durchaus präsenter – den Betroffenen und damit auch Hauptkommissar Schneider, der damals dem Killer in die Hände geraten war. Zweimal, um genau zu sein, unter seltsamen Umständen.

Aber das ist eine andere Geschichte.

Wie der Mensch so ist – er versucht zu vergessen und auch Schneider versuchte das.

Zu seiner Vergessenstherapie gehörte, dass er seit Jahren nicht mehr in Kottdorf gewesen war. Man muss sich nicht alles antun.

Aber Kottdorf hatte auch Schneider vergessen. Kottdorf war großzügig im Loslassen und die Kottdorfer waren gut im Verdrängen.

Vorbei war schließlich vorbei.

Es kamen neue Tage, ein neuer Frühling, ein neuer Sommer, ein neuer Herbst und – vor allem – ein neuer Winter.

Ein sehr langer Winter.

*Ich*

Kaum war ich zurück von einem kleinen Frühlingsausflug ins Oberbergische, da packte mich erneut die Sehnsucht nach meinem früheren Wirkungsfeld. Mein Gastspiel in Gummersbach war diesmal nur kurz gewesen. Mein alter Spielgefährte Schneider hatte sich mal wieder in Situationen begeben, und da wollte ich nicht abseits stehen und alles dem Neuling Bruckmann überlassen, der in einem Frühling ein schönes Schelmenstück inszeniert und die Polizei auf höchst unterhaltsame Art zum Narren gehalten hatte. Das Schelmenstück von Bruckmann hatte eine klassische Dramenform besessen und war aus der Perspektive

der Vergangenheit heraus erzählt worden. Wie jedes gute Drama endete es mit einigen Todesfällen. Ich hatte mich da kurz eingebracht und zur allgemeinen Unterhaltung beigetragen. Wie tat das gut, mal wieder die so heimisch gewordene Luft zu atmen. Und die vertraute Kulisse geriet mir zur Inspirationsquelle. Tief atmete ich ihn ein, den Frühlingsduft, und er gemahnte mich an das Gefühl den Herbstwind zu spüren.

Eine geliebte Landschaft im Spiegel der Jahreszeiten.

Ich habe einen ereignislosen Sommer hinter mir, in dem ich mit einem Lachen in den Augen den Menschen beim Leben zusah.

Aber nun wird es Winter, und das Licht ändert sich. Es wird blauer, es wird flacher, die Konturen verwischen sich nach grau.

Ich schreibe wieder. Dinge, von denen ich leben kann und Dinge, die mich interessieren. Dinge, von denen ich leben kann, sind meistens irgend so ein Unterhaltungszeug, ich gebe den Leuten das, was ich selber nur ganz selten bekomme: gute Unterhaltung. Aber das ist das Brot Ding. Das ist das Ding, das ich jeden Tag ein paar Stunden machen muss, das mir manchmal sogar selber hilft, die Zeit vergehen zu lassen, aber das ist nicht mein Ding aus dem tiefsten Inneren heraus.

Das sind mehr so Fantasien. Fantasien, die ich mir bis ins Detail ausmale.

Da geht es um Fleisch und Blut und Erde. Und manchmal gehen diese Fantasien sogar in Erfüllung. Zuweilen male ich mir ein kommendes Ereignis aus. Zuerst skizziere ich mit flüchtigen Strichen. Habe vielleicht ein Ziel ins Auge gefasst, habe ein Begehren aufgebaut. Denn was sagt mein großes Vorbild Hannibal Lecter? „Was beginnen wir zu begehren? Wir begehren, was wir täglich sehen.“ Das ist von einer erschütternden inneren Logik, denn nur was sinnlich erfahrbar ist, das ist als Projektion zur weiteren Verwendung begehrt. Nun ist es mit meinem Begehren ja so eine etwas einseitige Sache. Es wird selten erwidert, und ich lege auch keinen Wert darauf. Das Begehren ist in der Ausführung ja auch immer eher ein kurzfristiges Vergnügen, und das Objekt der Begierde geht selten unbeschadet aus dem Gan-

zen heraus. Na ja, also zuerst die zarten Striche, dann wird es etwas konkreter. Ideen von Details gesellen sich zu den ersten Entwürfen. Die Details geben dem Ganzen Kontur. Die Kontur verändert sich mit immer neuen Details.

Dafür fallen auch Details wieder raus, wenn sie nicht mehr gewinnbringend erscheinen.

Gut, der Plan wird konkreter, er wächst, und dann kommt der heilige Tag der Ausführung, an dem ich gewöhnlich schon schauernd vor Ergriffenheit aufwache. Heute ist es, so denke ich, heute wird es geschehen.

Die Tat selber ist besser als Sex.

Glaube ich. Mir fehlte und fehlt immer noch das Verlangen und auch die Erfahrung.

Danach aber folgt immer so was wie ein Kater, ein fahles Gefühl von Verlassenheit. Und manchmal ist man sogar für den Rest des Tages traurig. Traurig vor allem, weil der Rausch so vergänglich ist.

Ich brauche etwas Nachhaltiges. Ein großes Projekt, das allgemeine Verwirrung stiftet und von hohem Unterhaltungswert ist.

Langfristig geplant und mit möglichst langer Laufzeit.

Ich spüre, dass es Zeit dafür wird, und ich spüre, dass ich mich wieder anders verorten sollte. Warum nicht in meinem geliebten Oberberg, warum nicht mitten rein in das Herz der bergischen Provinz, hinein in den Wahnsinn des hügeligen Landes, wo ich schon meine Erfahrungen gesammelt habe. Wo ich mich auskenne.

Ja, ja, je mehr ich darüber nachdenke, desto stärker zeichnen sich Möglichkeiten vor meinem geistigen Auge ab. In der Tat, ich sehe da Möglichkeiten.

Ich sehe da Möglichkeiten.

Ich sehe die grünen Hügel Oberbergs.

Ich sehe mein kleines Kottdorf.

Ich sehe Bäume, die sich sanft im Wind wiegen.

Ich sehe mich handeln, mit Menschen reden, ihren Willen fügen.

Ich sehe eine Menge Spaß.

*Er*

Hauptkommissar Schneider sah genüsslich sein Filmtagebuch durch. Schneider war zwar Polizist, und der Rang „Kommissar“ war ihm zu einem Namensbestandteil geworden.

Aber, und das war für den Berufsstand des Polizisten durchaus ungewöhnlich – Schneider war Cineast, Filmliebhaber und Filmkenner. Sicher, es gab viele Polizisten, die regelmäßig ins Kino gingen, aber bei Schneider war das mehr, er war durchdrungen von Filmzitate, übertoll von Szenen, und sein Gedächtnis glich einer Filmdatenbank. „www.überflüssigeswissen.de“, pflegte seine Frau zu spotten, aber dann genoss sie doch die Ratespielchen um irgendwelche filmischen Fragen und die gemeinsamen Abende in dem kleinen Heimkino im Keller des ansonsten unspektakulären Einfamilienhauses in einem unspektakulären Wohngebiet in Gummersbach.

Ab und zu gönnten sie sich das. Sie ließen die Tochter aus dem Nachbarhaus als Kindermädchen kommen, instruierten sie und stiegen hinab in den Keller. Kam man die Treppe hinunter, endete die in einem kleinen Foyer, das liebevoll mit Filmdevotionalien eingerichtet war. Dort fanden sich Stills aus „Pulp Fiction“, Werbeposter von Batman- und Godzillafilmen, eine fast lebensgroße Oscar-Statue und, wie es sich für ein Kino gehörte, eine kleine Theke, auf der eine Popcorn-Maschine stand. Der ganze Stolz dieser Kino-Szenerie war dann der vorne verglaste und von innen beleuchtete Coca-Cola-Kühlschrank. Er enthielt natürlich die Produkte aus dem Hause Coca Cola und die jeweils modischen Mixgetränke.

Der Kinoraum selber war vollständig schwarz abgegangen, auch an der Decke, ganz so, wie es sich gehörte, die Leinwand umgab ein Cache, die Projektion geschah über einen exzellenten Beamer, die Musikanlage war natürlich ein 5.1-System mit exquisiten Boxen. Schneider war kein wirklich anspruchsvoller Mensch, aber er gehörte zu der belächelten Spezies der „Kabel-Hörer“, das heißt, er behauptete Unterschiede hören zu kön-

nen, je nach dem, was für ein Kabel man verwendete. Schneider bevorzugte selbstverständlich Gold-Kabel von Oehlbach, auch diese Art von Snobismus war für einen Polizisten nicht selbstverständlich. Manchmal war sich Schneider der Unterschiede zu seinen Kollegen bewusst, und dann tat es ihm leid, dass er die Angehörigen seines Berufsstandes insgeheim unterschätzte.

Der Einstieg in einen privaten Kinoabend verlief immer gleich: Schneider und seine Frau machten sich frei von Kindern und Alltag, zogen sich etwas Bequemes an und stiegen hinunter ins Kellergeschoss, versorgten sich an der Theke mit dem obligatorischen Popcorn (süß) und der Cola (kalt) und nahmen in den riesigen schwarzen Knautschsesseln Platz.

Schneider warf von seinem Platz aus die Anlage an, und dann flog ihnen der Sound aus den sündhaft teuren Boxen um die Ohren und die kristallreine Projektion schied den Alltag vom Kinoabend.

Meistens gaben sie sich zur Einstimmung eine Konzertszene, gerne den Beginn des Pariser Konzertes von Phil Collins, in dem er sich eine gepflegte Drum-Battle mit Chester Thompson liefert. Das sind nicht die Drum-Soli des Jahrhunderts, aber es ist sehr gediegene Unterhaltung. Und es kam sehr gut in Dolby digital, wenn man fett aufdrehte.

Der Keller war gut isoliert und die Nachbarn blieben vom Hobby der Schneiders verschont.

Gut war es auch mit einer derben Verfolgungsjagd zu beginnen, wie in dem James-Bond-Film „Ein Quantum Trost“, ein wahrhaft bescheuerter Filmtitel und der Film war auch nicht so stark wie sein Vorgänger „Casino Royal“, aber der Anfang ging gut ab.

Dann folgte quasi der Hauptfilm, heute war das der frühe Luc Besson-Streifen „Nikita“, ein kleines Meisterwerk der 80er Jahre, dem eine schaurige amerikanische Nachverfilmung gefolgt war, wie das ja so häufig der Fall war. Den Amerikanern war anscheinend nicht zuzumuten, dass ein Film in Europa spielte, und dann musste er eben amerikanisiert werden, leider ging dabei dann auch oft die Raffinesse des Drehbuchs flöten.

Das änderte sich dann in den 2000er Jahren, als aus Kostengründen immer mehr Hollywood-Filme in Europa gedreht wurden.

Wie dem auch sei, Schneider und seine Frau hatten viel Spaß an den Abenteuern der hübschen Nikita und der Männer, die ihr verfallen waren.

War der Film dann aus, blieben die Schneiders noch gerne in ihrem Privatkino sitzen und diskutierten über das Gesehene und über Filmdinge im Allgemeinen.

Sie sprachen über das, was sie liebten und über das, was sie nervte.

„Ich kann nicht leiden, wenn in amerikanischen Filmen am Ende immer das Sternenbanner zu sehen ist, da könnte ich kotzen, dieser patriotische Mist, stell dir mal vor, am Ende eines dänischen Films wäre immer die dänische Flagge zu sehen, unglaublich.“

Schneider bestätigte das. „Zumal dann ja radikale Moslems den Film verbrennen würden wegen der Mohammed-Karikaturen, und das wäre sicherlich anstrengend. Und ich kann nicht leiden, wenn in amerikanischen Filmen diese doofe Aufforderung KOMM SCHON zu hören ist. Da könnte ich kotzen. Da läuft eine Uhr ab, und ein Knoten geht nicht auf, da platzen dem Lightning Mc Queen in „Cars“ die Reifen – KOMM SCHON, da funktioniert irgendwas nicht KOMM SCHON, da lädt die Waffe nicht durch KOMM SCHON ... die Tür geht nicht auf KOMM SCHON, die Tür geht nicht zu KOMM SCHON KOMM SCHON KOMMSCHONKOMMSCHON ...“

Schneider hatte sich in Rage geredet und sah erstaunt seine Frau an.

Die lachte, hob ihr Glas und prostete ihm zu: „Mach den Film an ... komm schon.“

## *Neuigkeiten*

Die Wintersonne lastete schwer auf dem Oberbergischen Land.

Der Winter war lang und hart. Kinder und kindliche Gemüter fanden das schön, Leute, die beruflich viel unterwegs waren, weniger.

Dem Straßendienst war das Salz ausgegangen, Nachbarn reagierten gereizt auf Nachbarn, die es wagten zu nah an ihrer Einfahrt zu parken, Städte und Gemeinden erhielten unfreundliche Anrufe von nötligen Zeitgenossen, denen das Räumen nicht schnell genug ging und die System dahinter vermuteten.

Im Radio verplapperte sich ein Reporterlein dahingehend, dass es auf die Frage eines Moderators „ob wir mit weißen Weihnachten rechnen könnten“ voreilig antwortete: „Nein, da kann ich Sie beruhigen.“

Ein gewisser Herr Kleinewetter meldete sich daraufhin beim Sender und drohte das betreffende Reporterlein lebendig zu häuten, es einer Lobotomie und Kastration zu unterziehen und anschließend in einem Fass zu pökeln.

Die Ungelassenheit war allgegenwärtig und entlarvend.

„Eine mobile Gesellschaft fühlt sich eben bei den Eiern gepackt, wenn ihr die Mobilität eingeschränkt wird.“ So hieß es in einem Leserbrief in der Regionalzeitung.

Die Wintersonne lastete schwer auf dem Land und machte die Tage dunkel und gab ihnen eine ölige Grundfarbe. Es wurde nicht mehr richtig hell, seit Anfang November war es immer um den Gefrierpunkt, oft lag Schnee, der sich nun langsam in schmutzigen Matsch verwandelte.

Wer es sich erlauben konnte, der verließ nicht mehr das Haus, aber wer vermochte das schon.

Wer am produktiven Erwerbsleben teilnahm, der musste sich den Unbilden des Wetters stellen.

## *Neuigkeiten*

Kottdorf ist ein kleines Dorf unterhalb der Bokelburg und gehört zur Gemeinde Marienheide. Mehr Kühe als Menschen, aber die Menschen sind verwurzelter als die Kühe. Sie erzählen sich staunend Geschichten von früher und von der Welt da draußen. Wo es weniger Kühe gibt und die Menschen nicht so verwurzelt sind.

Es gibt ein oberes Dorf und ein unteres Dorf, und es gibt alte Höfe und neue Einfamilienhäuser. Es gibt geglückte Architektur und solche, die hier eigentlich nicht hingehört.

Es gibt das Misstrauen der alteingesessenen Pohlbürger (die, deren Familien mehr als hundert Jahre hier leben) gegenüber den neuen, zugezogenen, also dem Rest.

Es gibt im Ort nur wenige Arbeitsplätze, die meisten Menschen fahren zum Arbeiten hinaus in die Welt jenseits der sanften Hügel, die, wenn man sie ersteigt, immer wieder neue Perspektiven und Aussichten bescheren.

Die Kühe bleiben aber den ganzen Tag hier, sie verlassen das Dorf nur zum Sterben.

Kottdorf liegt nicht an den großen Straßen, aber die Bahnlinie von Richtung Marienheide führt vorbei, und die dafür nötigen Brücken und Tunnels grenzen das Dorf nach dorthin ab. Manchmal, im Winter, ist das Dorf auch regelrecht von der Außenwelt abgeschnitten, wobei die Stromausfälle seltener geworden sind. Das begründet sich unter anderem darin, dass das zuständige Elektrizitätswerk vorher über Land liegende Stromleitungen endlich eingegraben hatte.

Gerade im Sommer sind die Tage in Kottdorf ruhig. Außer wenn die Nachbarn die Rasenmäher bemühen oder die (Neubenerwerbs-)Bauern die Traktoren spazieren fahren.

Dann glühen die Grille wie einst die Eisenschmieden im Ruhrgebiet, dann brummt die Luft von den Modellflugzeugen oben auf dem Modellflugplatz.

Das Treiben der Modellflughenusthiasten wurde im Allgemei-



nen geduldet, nur wenn ein Modell sich mal von der falschen Seite dem Dorf näherte, es also überflogen hatte, dann wurde es halt abgeschossen.

Den Modellfliegern, die sich die Reste ihres Hobbys wiederholen wollten, wurde beschieden sich zu verpissen.

In Kottdorf gibt es auch in dem Sinne keine Infrastruktur. Bis vor vielen Jahren gab es einen kleinen Laden, der später durch einen Zigarettenautomaten ersetzt wurde. Nachdem das Rauchen aus der Mode gekommen war, hatte man den Automaten durch nichts ersetzt.

Zweimal die Woche fuhr ein heldenhafter rollender Supermarkt durchs Dorf. Dort gab es alles zu kaufen und alles zum Sonderpreis, persönliche Beratung und Verpackung inklusive.

Im Sommer hielten die Kottdorfer sich gerne im Freien auf, im Winter wurde es auf den Wegen ziemlich einsam.

Einmal im Jahr feierte sich das Dorf. Das Pfingsteiersingen stellte ein stetes Ritual dar, das daraus bestand, dass die Dorfbewohner von Haus zu Haus zogen, drohten zu singen („Hoch auf dem gelben Wagen“) und mit Schnaps und Eiern fürs Aufhören belohnt wurden, worauf die Sänger einen Abschiedsreim sangen, der an sich sinnlos und unverständlich irgendwas mit „Rosemarie“ und „schön bedanken“ verbalisierte.

Das „um die Häuser ziehen“ dauerte so in etwa zwei Stunden, dann sammelten sich die Dorfbewohner friedlich in einer Scheune, brietten die Eier und tranken dazu den Schnaps, weil eines ohne das andere nicht zu ertragen war.

Ansonsten blieb jeder Kottdorfer für sich und gab sich den Landgedanken hin.

Auf dem Lande soll ja der Wahnsinn blühen.

Auf dem Lande soll es Dinge geben, die es in der Stadt nicht gibt.

Das macht die Dinge deshalb aber noch nicht besser.

Auf dem Lande gibt es Launen der Natur. Manche Laune der Natur.

Manche Laune. Und viel Natur.

Ich ziehe um. Hier im Süddeutschen ist meine Zeit abgelaufen. Es war eine gute Zeit, das muss ich sagen, aber vorbei ist vorbei. Jegliches hat seine Zeit und jegliches eben auch nicht. Der Wind der Veränderung weht. Dass es auch der Wind der Rückkehr ist, das freut mich ehrlich gesagt.

Ich bin kein gefühlloser Mensch, auch wenn so mancher mich dafür halten mag. Im tiefen Inneren bin ich sentimental und ... ja, ich gebe es zu, auch ein wenig romantisch.

Ich habe mir bei Sixt einen kleinen Transporter gemietet. Dazu waren neue Papiere nötig, ein neuer Name und all das. Versuchen Sie mal, sich neue Papiere zu besorgen, das sagt sich so einfach. Im Fernsehen sieht man das: Einer beschließt, er brauche neue Papiere, und dann zieht er los zum Bahnhof und besorgt sich neue Papiere. Ja, ist ja toll, hier gibt es gar keinen Bahnhof.

Aber es gibt das Internet, und das gibt zumindest Hinweise, und dann ergibt eins das andere. Ganz schön aufwändig und zeitintensiv. Nicht mal so eben.

Beileibe nicht. Gut, die A45 führt auch an den Rand des Bergischen. Bei Dillenburg ist seit vielen hundert Jahren eine Baustelle mit vielen Kränen. Man sieht von da aus den Oranieturm.

Den kenne ich schon aus der Kindheit. Ich habe hier in der Nähe mit den Menschen, die meine Eltern waren, einen Urlaub verbracht. Oh, süßer Traum einer glücklichen Kindheit. Ja, tatsächlich, ich hatte eine glückliche Kindheit. Vater und Mutter waren mir gut gesonnen und betrachteten mich mit wohlgesinnter Sorge. Ach, die Wohlgesinnten ...

Dann taucht auf der rechten Seite Siegen auf, dort beim IKEA kann man hervorragend frühstücken, beispielsweise. Und dann erreicht man auch schon bald das Autobahnkreuz Olpe und die Abfahrt zur A4.

Die Hügel des Oberbergischen begrüßten mich. Die bucklige Welt, diesen recht albernem Terminus zwingen die Hiesigen ihrer Heimat auf.

Ich selber komme nicht von hier, aber ich habe hier lange gelebt.

Gut, der Weg nach Kottdorf ist ja bekannt, die Autobahn wird an der Anschlussstelle Gummersbach verlassen, es geht einige Kilometer die Westtangente entlang an der Stadt selber vorbei, dann auf der Höhe rechts ab und links durch Kotthausen hinab in den Wald nach Kottdorf, wo die Wege enden.

Zu den Segnungen des Internet gehört auch, dass es möglich ist, sich über spezielle Plattformen ein Dach über den Kopf zu sichern. Ich hatte das getan, und mich erwartete in Kottdorf bereits eine neue Heimstatt.

Ich bin nicht gerade unvermögend, glückliche Fügungen trugen dazu bei, und ein ganz profaner Grund für einen Hauskauf ist: In das alte Haus konnte ich ja schließlich nicht mehr, vielleicht würde ich es mir aber nochmal anschauen.

Schön vorsichtig, ich hatte eine Menge vor mir, auch an Sozialkontakten, es galt unbefangene Seelen zu vergiften.

Es war schon nicht einfach gewesen mein Äußeres den neuen Umständen anzupassen. Meine Allerweltsfresse ist zwar wenig markant, und ich gelte als unauffälliger Typ, aber ganz unbekannt bin ich ja auch nicht geblieben.

Zumal ich in Dingen der Camouflage unerfahren bin.

Bei meinen früheren Streifzügen pflegten meine Verkleidungen eher, nun ja, rudimentärer Natur zu sein. Ein Hut, tief ins Gesicht gezogen, ein langer Mantel, dunkle Farben, das war es schon.

Das reichte jetzt natürlich nicht, das Winterlicht macht die Konturen klarer, und ich legte keinen Wert auf ungewollte Öffentlichkeitsarbeit.

Also habe ich mich verwandelt, so gut es ging:

Eine gezielte Ernährungsumstellung, planmäßige Bewegung und viel Disziplin haben meinen Schmierbauch verschwinden lassen, ganz gegen mein sonstiges Gebaren trug ich nur noch feinen Zwirn, der mich älter erscheinen ließ, mein Haar hatte ich vollständig geopfert und trug nun eine stolze Glatze, dazu eine markante Brille mit schwarzem Gestell, ein leicht blonder

Schnäuzer und eine durch Training modulierte Stimme, fertig war ein neuer Mensch. Ja, ich hatte mir überdies eine leicht schleppende Sprechweise angewöhnt, die mir eine ernste Anmutung gab.

Und es gab eine neue Vita: Michael Kleinewetter war verschwunden, Clemens Schmidt war aufgetaucht, inspiriert von einem Stahlwerk in der Nähe, an dessen Kühlwasserbecken ich schöne Momente erlebt hatte.

Mein neues Haus war wirklich neu, ein kleiner Neubau auf einer bis dato un bebauten Wiese unten bei den Fischteichen. Hier kam die Sonne selten hin, aber nach Oberberg kommt die Sonne eh selten und die Sonne ist mir auch zu neugierig und zu erhellend. Die Sonne ist nicht mein Freund, ein Lied spricht von ihr als „ölige, gelbe Sau, die sich aufspielt“. Eine geniale Charakterisierung.

Mein neues Häuschen lag vor mir, zwei Stockwerke, Fertigbauweise und ... perfekt eingerichtet durch einen hiesigen Einrichtungsberater.

Denn in Wirklichkeit war mein hübscher Transporter fast leer. Ich spielte den Umzug nur, täuschte ihn vor. Der Wagen enthielt nur unauffälliges Material für eine Art Hobbykeller. (Werkzeug kann ja gleich aussehen, aber ganz unterschiedlichen Zwecken dienen, ganz unterschiedlichen ... je nach Material, das es zu verarbeiten gilt.)

Außerdem transportierte ich die wenigen persönlichen Dinge, an denen ich wirklich hänge. Etwas Schriftliches, ein Notebook, ein paar Bücher, keine Bilder.

Im Süddeutschen hatte ich möbliert gewohnt. Wer da auch immer hinter mir her zu schnüffeln gedachte, er würde keine Fingerabdrücke finden, keine Spuren, nichts. Als hätte dort niemand gelebt. Wie das bei mir immer so ist, würden die Nachbarn sich an niemand Konkretes erinnern können, der dort gelebt haben sollte. Es ist die Natur des Windes sich zu verwehen, und ich bin der Wind.

Nun aber stieg der Wind mit dem neuen Namen und dem neuen Gesicht und der neuen Rolle – Clemens Schmidt betrieb ein

kleines Steuerbüro und arbeitete meistens zuhause – erst mal aus seinem Kleintransporter und sah sich um. Das neue Haus war schön gelegen, nach vorne die Fischteiche, und nach allen anderen Seiten stieg der bewaldete Berg steil an.

Dort oben fuhr die Regionalbahn entlang, die Gummersbach mit Köln verband und hier weitergeführt wurde bis Marienheide. Die Passagiere konnten aber nicht bis hier runter sehen, da die Trasse der Schienen wie in einem Hohlweg geführt wurde. Sehr praktisch, alles wie für mich geschaffen.

Die Kottdorfer sind vielleicht nicht die hellsten, aber sie sind neugierig. Wie ihre Kühe, Kühe sind auch neugierig. Ich hatte das geahnt, deshalb die Show mit dem Transporter, alles sollte ganz normal aussehen. Die ersten Näschen streckten sich aus den benachbarten Gebäuden oben an der Straße, die nach rechts durch einen Tunnel auf ein Feld und nach links in die Dorfmitte zum „Deutschen Eck“ führte. Ich winkte freundlich zu den Nasenspitzen herüber und heuchelte Aufgeschlossenheit. Auch jetzt ließ ich, passend zu meiner neuen Sprechweise, meine Bewegungen leicht abgehackt aussehen, als hätte ich einen nervösen Tick.

Ich drehte mich zu meiner neuen Heimstatt um und trat ein.

Alles hell und freundlich, aber alles mit schönen innen liegenden Rollos verdunkelbar.

Jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, und diesem Zauber gab ich mich hin. Hier würde ich mich wieder heimisch fühlen, hier würde ich kreativ sein.

Ich sah mich auch im Obergeschoß um, das vorerst mein Schlafzimmer und einen Arbeitsraum beherbergen würde, und ging dann wieder hinunter.

Ich wollte mal mit Nachbarn reden. Es galt Misstrauen zu säen und an Strukturen zu arbeiten, es galt Leute zu konditionieren und ihr Tun zu lenken, es galt behutsam vorzugehen, aber auch vor Gewalt nicht zurückzuschrecken, es galt Präsenz zu zeigen und dabei unauffällig zu bleiben.

Mein Blick fiel auf den Kleintransporter vor der Tür.

Ich würde ihn heute Abend zur Vermietung zurückbringen.

Ich setzte ein freundliches Lächeln ins Gesicht und ging los Richtung Nachbarhaus. Von dort aus beobachtete man mich hinter den behutsam zur Seite gezogenen Vorhängen. Ich manifestierte mein Lächeln und schellte an der Tür, die von einigen dummen Hinweisen geziert wurde, diese bezogen sich auf das Nicht-Einwerfen von Werbung und das Nicht-Schellen zwischen 18 und 8 Uhr. „Guten Tag, ich möchte mich gerne vorstellen, mein Name ist Clemens Schmidt, ich bin Ihr neuer Nachbar.“

*Ich*

Ich dachte mir, dass ein wenig Unterstützung durch die Beeinflussung physiologischer Vorgänge in den Kottdorfer Körpern meinen Plänen gut tun könnten. Also telefonierte ich mit einem alten Freund, ja, auch ich habe Freunde, auch, wenn ich etwas anderes darunter verstehe als der Großteil der Bevölkerung. Ich sehe Freundschaft als Basis des realen Austausches von Dienstbarkeiten unter dem Siegel der Verschwiegenheit.

Ich setzte mich auf die Autobahn und besuchte einen alten Schulkameraden, der jetzt im Ruhrgebiet wohnte. Der Schulkamerad hatte eine wechselvolle Karriere hinter sich, immer wieder hatten seine Neigungen ihn zum Wechseln von Arbeitsstellen und Wohnorten gezwungen, so dass er nun im Niemandsland eines herunter gekommenen Gelsenkirchener Stadtteils wohnte und seiner Berufung nicht mehr im Beruf folgen konnte. Mein Freund war Chemiker gewesen und musste sich nun in einem – zugegeben gut ausgebauten Keller – mit der Umwandlung der Stoffe beschäftigen.

Ich wusste auch, dass er, dessen Name ungenannt bleiben soll, sich weltweit in einem Netzwerk von Menschen bewegte, denen Ähnliches widerfahren war.

Ich schellte an dem kleinen Bergarbeiterhaus. Die Gegend hier hatte wirklich bessere Zeiten gesehen. Viele Leerstände, die Fenster der Häuser waren wie leere Augenhöhlen und starrten

müde vor sich hin, die Geschäfte in den Nachbarstraßen waren alle verwaist.

Mein Freund freute sich aufrichtig mich zu sehen. Er hatte sich kaum verändert, noch immer trug er seine langen dunkelblonden Haare zu einem Zopf gebunden und noch immer trug er denselben Bart wie zu unseren späten Schülerzeiten.

Wir hatten uns lange nicht gesehen, aber das spielte keine Rolle. Mühelos knüpften wir an das Vergangene an und zum Einstand unterhielten wir uns über ehemalige Lehrer und Schüler und was wohl aus ihnen geworden war. Mit äußerster Disziplin vermieden wir alle Fragen danach, was aus UNS geworden war. Wir hatten da wohl beide so unsere Vermutungen und wollten uns peinliche Geständnisse ersparen. Freundschaft fragt nicht nach dem Tun und dem Lassen. Gedankenverloren, in der Erinnerung an meine Kindheit und Jugend befangen, blickte ich aus dem Fenster auf das stillgelegte Chemiewerk auf der anderen Straßenseite. Ich ließ die Gedanken schweifen, kam dann aber irgendwann zur Sache. Ich berichtete davon, dass ich ein Mittel benötigte, dass die Beeinflussbarkeit von Menschen erhöhte. Mein Freund horchte auf, sein Körper straffte sich, das war eines seiner ureigenen Themen. Die Beeinflussbarkeit des Menschen.

Er antwortete dann, dass er hierzu schon lange forsche, seine Forschungen allerdings keinen Widerhall fänden und er genau wegen solcher Dinge immer wieder seine Arbeit verlöre, er spräche eben chemisch die Dinge an, die gesagt werden müssten. Darin sei er einem Dr. Glaser nicht unähnlich, der früher in Leverkusen gearbeitet hätte und nun gezwungen sei in Irland im Untergrund zu arbeiten. Ich fragte, woran Dr. Glaser denn gearbeitet hätte und mein Freund erläuterte mir, es sei da um die Manipulation von Träumen gegangen und das sei ein hochinteressantes Feld, nicht unähnlich meinem Anliegen. Klar sei dabei aber, dass stets nur in die Richtung zu manipulieren sei, die im Menschen bereits angelegt sei. Niemand könne etwas träumen, zu dem er innerlich nicht bereit sei und niemand könne handeln gegen seine innerste Überzeugung, das sei wie bei der Hypnose.

Ich war leicht enttäuscht und warf ein, dann sei mein Bitten